

Menschen aus einer fremden Welt

Wie nehmen psychisch Kranke sich selbst und ihre Welt wahr? Krankheitsprotokolle, Notizen und Briefe hat der Arzt Ernst Theodor Rippmann zu eindrücklichen literarischen Zeugnissen geformt. Bei mehr als einer der 28 Geschichten werden aufmerksame Leser aufhorchen und merken: Manch eine der «fremden Welten» erscheint erschreckend vertraut.

Jürg Lendenmann

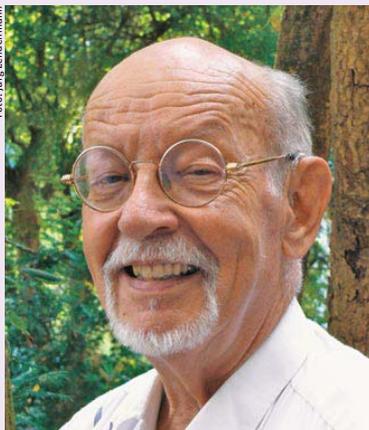


Foto: Jürg Lendenmann

Noch Hunderte von Kurzgeschichten warten in seinem Studierzimmer auf eine Veröffentlichung: Der schriftstellerische Arzt PD Dr. med. Ernst Theodor Rippmann – Autor von **Berichte aus der Psychiatrie**. Begegnungen mit Menschen aus einer fremden Welt. Mit begleitenden Kommentaren der Klinikleitung. 180 Seiten, ISBN 978-3-7286-0098-1, CHF 29.80

Was geht in psychisch Kranken vor? Wie kam es zur Krankheit? Hätte nicht bei rechtzeitigem Eingreifen eine Hospitalisierung vermieden werden können? Fragen, die sich Angehörige, Nächste, aber auch Ärzte stellen.

Sich selbst in fremden Welten wiederfinden

Um es Interessierten zu erleichtern, sich in psychisch Kranke einzufühlen, hat der Arzt Ernst Theodor Rippmann aus unzähligen Gesprächen mit Betroffenen, aus Notizen, Briefen und Krankheitsprotokollen 28 kleine Geschichten geformt.

Wer in «Berichte aus der Psychiatrie» zu lesen beginnt, wird bald erstaunt merken: Die Welt der psychisch Kranken ist gar nicht so fremd, bei manchen Textstellen kommt das Gefühl auf: «So habe ich auch schon gedacht!» Rippmann bestätigt: «Ich bin oft von Lesern gefragt worden: «Wieso haben Sie das von mir gewusst?» Natürlich ist eine solche Erfahrung unangenehm. Doch die Geschichten sollen auch zeigen, wie wichtig es für die Betroffenen ist, sich nicht verschliessen zu müssen und ihre Gedanken aussprechen und niederschreiben zu können.»

Was hat den Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe mit mehrjähriger Weiterbildung in Psychiatrie bewogen, dieses Buch zu schreiben? «Es ging mir darum, zu zeigen, wie man von der

endgültigen psychischen Krankheit zurückgehen und – bei vielen Betroffenen, nicht bei allen – sehen kann: Hier hat die Krankheit begonnen, hier hat sich etwas im Leben verändert. Und es hat einen gewissen Hintergrund.»

Je nach Krankheitsbild verändert sich die Welt der Betroffenen anders. Während sich bei Schizophrenen die Wahrnehmung verzerrt, wird bei Dementen alles fahler, dunkler, undeutlicher, die Formen verschwinden.

Langsam, schleichend, kaum bemerkt

Wann ist jemand psychisch krank, und wann drängt sich eine Einweisung auf? Dies herauszufinden sei für Angehörige, die immer um die betreffende Person herum sind, ausserordentlich schwierig, gibt Rippmann zu bedenken. «Und zwar darum, weil die Krankheiten meist langsam beginnen und fortschreiten.» Es seien in der Regel Aussenstehende, die Veränderungen bemerken würden: «Wie hat der sich verändert? Er sieht anders aus, bewegt sich anders, reagiert auf Fragen ganz anders als vorher.»

Als erste Anlaufsstelle für Betroffene und Angehörige biete sich der Hausarzt an: «Er kennt seit Jahren den Patienten, seine Familie und auch die finanzielle Situation.» Ein psychisch Kranker sei erst dann hospitalisationsbedürftig, wenn er zu Hause nicht mehr tragbar ist. «Zum Glück», meint Rippmann, «gibt es heute viele

Medikamente, die Betroffene vor einer Einweisung retten können. Denn: Ist man einmal in der Psychiatrie, ist man abgestempelt – auch heute noch.» Suche ein Betroffener von sich aus Hilfe, könne er sich auch an eine psychiatrische Polyklinik oder an einen praktizierenden Psychiater wenden.

Harmloser Sonderling oder reif für die Psychiatrie?

Ob jemand als harmloser Sonderling geduldet werde oder nicht mehr tragbar sei und hospitalisiert werden müsse, würden sowohl die Familien als auch die Gesellschaft mit ihren Regeln und Wertvorstellungen mitentscheiden. Was passiert mit Leuten, die in die Psychiatrie eingewiesen werden? «Es geht darum, die Patienten vor allem schnell wieder sozial unauffällig zu machen», erklärt Rippmann. Wichtige Funktionen erfüllen dabei auch von medizinischem Hilfspersonal geleitete Gruppen, in denen sich Betroffene regelmässig treffen und aufgehoben fühlen.

Hoffnung

Besonders berührt hat Rippmann eine Geschichte, die ein Kollege mit einem katatonen – «bewegungsstarrten» – Patienten erlebte, der tagsüber stets unbeweglich auf einer Wiese stand: Jeden Tag grüsste der Arzt den Kranken morgens und verabschiedete sich abends von ihm, ohne dass der Patient auch nur einmal reagierte. Vor seinem Umzug in eine andere Stadt erklärte der Arzt dem Mann, er ginge heute fort und würde nicht mehr zurückkommen, und er wünsche ihm alles Gute. Da drehte sich der Patient um, bückte sich, pflückte eine Margerite und überreichte sie dem Arzt. «Dieser Mann nahm alles wahr, aber er konnte nicht reagieren», sagt Rippmann und fügt hinzu: «Dies ist eine Geschichte voller Hoffnung!»